

Zittau mehrfach befohlen, seine Prohibitiones (Verbote) alsbald aufzuheben. Aber diese Verordnungen fruchten nichts; selbst eine ziemlich derbe Verwarnung des Oberamts Hauptmanns unter dem 27. Januar 1693 blieb unbeachtet, in der es heißt:

— „worauf im Rahmen des Herrn Landvoigts Exc. und auch Amtswegen mein nochmaliger Befehl: daß Ihr bei Vermeidung anderer und schärferer Zwangsmitteln das an eure Unterthanen zu Eybau und Ebersbach gethane Strafverbot alsobald hinweg cassiret und aufhebet und gedachten Unterthanen des Bieres im Wald-Kreyscham sich zu erholen, unweigerlich zulasset, oder daß im niedrigen Fall die cassation eures Verbots vom Churfürstlichen Ober Amt ex officio geschehen und durch den Land Reuter denen Gemeinden publicirt werden solle, gewärtig seid.“

Auf den Dörfern ward dieses Verbot ruckbar, und so berichtet denn der Löbauer Bürgermeister Christian Segnitz unter dem 25. März 1693 an seinen Patron, den oben erwähnten Herrn Harttraußen: „Diese österlichen Feiertage haben die Eybauischen Inwohner alle, auf des daselbstigen Richters Befehl, im Kreyscham zu Bier kommen sollen. Es ist aber solcher Ansage nicht pariirt worden, und sollen dagegen ihrer viel aus angeregter Gemeinde, sich auf die jüngst extahirte (ausgegebene) Oberamtsverordnung verlassen haben und in die Walddorfer Schenke kommen sein.“

Mit diesem demonstrativen Bierzuge der Eybauer nach Walddorf endet der dreißigjährige Bierkrieg zwischen den beiden Städten. Zittau beschränkt sich nunmehr darauf, unmittelbar dem Walddorfer Kreyscham gegenüber seinerseits sine concessione (ohne obrigkeitliche Erlaubnis) und behufs turbation und aemulation (Beeinträchtigung und Nachahmung) der Löbauer ein Haus aufzubauen und darin einen Bierschank zu errichten.

Die ersten Ansiedler waren Eybauer, und die Stadt Löbau sowohl als der Kurfürst mochten bei der Gründung des Dorfes zunächst wohl die Verbesserung ihrer intrades (Einkünfte) im Auge haben. Aber schon vor der Konstituierung der Gemeinde haben einige Emigranten aus der böhmischen Nachbarschaft und aus Mähren ihren Weg hierher gefunden. Der Rat von Löbau sah sie gern kommen, denn dieser Zuzug ermöglichte ein schnelleres

Wachstum der Gemeinde und damit auch der Gefälle. Gar bald bildeten die Emigranten wohl den größeren Teil der Gemeinde. So darf auch Walddorf als eine Emigrantengemeinde bezeichnet werden.

Anzuerkennen ist die Fürsorge der Stadt Löbau um ihr jüngstes, unter langen Wehen geborenes Pflegekind. Die Gemeindeflur wurde in lauter annähernd gleichgroße, ca. 190 □ R fassende Rechtecke geteilt, und jeder Ansiedler erhielt eine solche „Stelle“ zugewiesen. Dieser Maßregel verdankt das Dorf seine einzigartige, regelmäßige Anlage.

Das Wachstum des Ortes ist aus folgenden Angaben zu ersehen: Im Jahre 1694 gibt es 23 Häuser, 1708: 36; 1729: 52; 1730: 88; 1800: 171; 1900: 200. Nach der letzten Volkszählung belief sich die Einwohnerzahl Walddorfs auf 1340. Gering ist die Bevölkerungszunahme im letzten Jahrhundert, eine Erscheinung, die sich aus dem Mangel an Flur erklärt. — Ein Dorf ohne Flur und ohne landwirtschaftlichen Betrieb nötigt die Einwohner von selbst zur industriellen Beschäftigung. So ist denn auch von Anfang an der fast ausschließliche Erwerbszweig der hiesigen Bewohner die Leinenweberei gewesen. Ein gewisser Wohlstand kam in das Dorf dadurch, daß eine große Anzahl seiner Bewohner sich emporarbeiteten zu sogenannten Handelswebern, die ihre selbstgefertigte Ware im Lande hausieren tragen, oder auch zu Fabrikanten, die eine Anzahl Hausweber beschäftigen und die Leinen auf Messen und Märkten wie auch an Geschäfte verkaufen. Die im Lande wegen ihrer Zuverlässigkeit wohlbekannt und wohlgelittenen sogenannten „Herrnhuter Leinwandleute“ kommen zum großen Teile aus Walddorf. In neuester Zeit, namentlich seit Erbauung einiger Fabriken im Ort und in der Umgebung, ist die Hausweberei und das Fabrikantentum in starkem Rückgang begriffen. Die Tage der Handwebstühle sind gezählt, und in wenigen Jahren wird auch hier die Umwandlung der Hausindustriegemeinde in eine Fabrikindustriegemeinde vollendete Tatsache sein, eine vom kirchlichen und sittlichen Gesichtspunkte aus nicht gerade erfreuliche Entwicklung, die wir aber mit vielen anderen Gemeinden teilen.

Von schweren, durch Kriege, Krankheiten und Hungersnöte verursachten Zeiten wissen die hiesigen